

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 265.

Freitag, 12. November.

1915.

(18. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Rüst.

Als Herbert sich verabschiedet hatte, um wieder in sein Bureau hinüberzugehen, kehrte er an der Tür noch einmal um.

„Ach, Mutterchen, sag' mal, kannst du mir wohl mit zwei- bis dreihundert Mark aushelfen? Ich habe da zuletzt für den Klub eine ganze Menge vermöbelt, um die Eröffnung nicht wieder hinausschieben zu lassen — und ich mag nicht jede Quark-Rechnung vorlegen, wenigstens nicht sofort — na und dann gestern . . .“

„Aber ja, mein Jung, von Herzen gern. Sieh mal, ich hatte vor, dir zu Weihnachten fünfhundert zu schenken — wenn du zu Januar dein Bureau bei dir einrichtest, gibt's doch so allerhand Ausgaben, habe ich mir gedacht. Also gebe ich dir jetzt dreihundert und der Rest bleibt für den Weihnachtsbaum — ist's so recht?“

„Mein gutes Mädchen — tausend Dank! Aber du hast dir das vielleicht mühselig zusammengepart . . .“

„Ach nein, mühselig nicht! Sieh mal, früher ging's ja mit dem Sparen schlimm, da warst du da, und die vielen kleinen und großen Gesellschaften, da hat's nur immer grad so gut gereicht. Weißt du, Vater hat nie mit mir geknausert — o nein, das war nie seine Art! Und auch jetzt, seit du fort bist, und wir auch so viel ruhiger und eingezogener leben als alte Leute — auch jetzt gibt er mir keinen Pfennig weniger in die Wirtschaft und fragt nicht, was ich mit dem übriggeliebenen tue, und natürlich — jetzt bleibt so ganz nett übrig alle Monat. Na, und für mich brauch' ich's doch nicht, ich habe ja alles. Da wollt ich dich nun mit überraschen — eine junge Wirtschaft frisst viel weg. Das versteht 'n Mann nicht so zu beurteilen. Sonst, der Vater gab's dir obenso gern, wenn die Börse mal 'n Loch hat, aber oben 'n Mann versteht das nicht so, oder hat's wenigstens in alten Jahren vergessen. Drum — wenn's mal so extra was ist, lieber Jung', dann sag's mir lieber, ich hab's dazu!“

Frau Malwine klopfte lachend auf ihre Tasche mit dem ausgiebigen Wirtschaftsportamonnaie und ließ sich erst nochmal von Herbert Gesicht und Hände küssen, ehe sie in ihr Zimmer hinaufflog, das Geld zu holen.

Herbert blieb unten und stellte sich an das Fenster. Träge, als käme ihnen das Scheiden von oben schwer an, wirbelten die ersten Schneeflocken in kleinen Spiralkwindungen zur Erde.

Herbert folgte jedem weißen Sternchen, das in seinen Sehkreis traf, nachdenklich mit den Augen, bis es auf dem Pflaster seine duftige Schönheit zerspritzte.

Ob er dabei an den Schnee dachte, ob er ihm ein Sinnbild des Falles aus schönen, heiteren Höhen wurde — —! Er schrak zusammen, als seine Mutter ihm seitwärts einen Briefumschlag in die schlaff herabhängende Rechte schob.

„Hier, Herbertchen — es sind nun doch gleich die ganzen fünf Blauen — wer weiß, der Weihnachtsmann hat doch vielleicht noch etwas im Sack.“

„Nein, Mutterchen . . .“

„So laß doch, Junge — ich habe ja die größte Freude daran. Du hab' dich nicht so — adieu, ich muß in die Küche, Lauters kommen heut' abend und Meißners, und ich weiß wahrhaftig noch nicht recht, was wir ihnen vorsetzen werden. Wenn du im Klub sein mußt, laß doch Dina herüberkommen, du holst sie dann ab!“

„Dazu wird's sicher zu spät, aber ich will's Dina sagen. Also Papa Lauter kommt heut' nicht in den Klub? Ganz gewiß nicht?“

„Ganz gewiß nicht — er hat vorläufig doch wohl von gestern genug, und das litte auch der Lucifer nicht!“

Frau Lucy Lauter war von Herbert in „Lucifer“ umgetauft, weil sie Mann und Haus mit dem kleinen Finger regierte.

„Wie ich mir vorstelle, wenn jemand von mir sagen würde: „Das litte auch Dina nicht!“ Kannst du dir das vorstellen, Mutter?“ Herbert lachte sein sonniges Lachen, und seine kleine Mutter hätte ihm am liebsten noch eine „heimliche Liebe“ in die andere Hand gedrückt, nur daß sein sonniges Lachen ihn durch den Tag begleiten möchte!

So stolz war sie auf ihn, der sich nicht „regieren“ ließ. Endlich ging er, und Frau Malwine nahm ihr Wirtschaftsbuch und zog damit nach der Küche. Es war doch ein schöner Morgen gewesen nach dem entsetzlichen Abend.

Dina ging am Abend zu den Schwiegereltern hinüber, Herbert war nicht zu bewegen gewesen, sie zu begleiten.

„Ich bitte dich, Kind, den ersten Abend, den wir Männer unter uns sind — es geht einfach nicht!“

„Papa geht ja auch nicht hin!“

„Komm mir doch nicht mit so was! Wenn ich mein eigener Großvater wäre, ginge ich wahrscheinlich auch nicht, da hätte ich noch acht Tage an gestern zu zehren und überwinden. Denn sie haben sich gestern alle etwas übernommen, die alten Herren! Auf die zählen wir auch nicht zum Stamm — wollen gar nicht auf sie zählen, ausgenommen die älteren Junggefallen! Also adieu, Kindchen, amüsiere dich nach Kräften, ich habe noch 'ne Handvoll abzuarbeiten.“

„Du kommst mich doch aber holen, Herbert!“

„Wo kann ich denn? Ihr übernachtet doch nicht gleich bei den Alten!“

„Aber du willst auch heute wieder im Klub übernachten?“

Herbert lachte gezwungen laut.

„Das kann ja hübsch werden! Entzieh mir doch lieber gleich den Haus Schlüssel! Du wirst dich nun daran gewöhnen müssen, daß ich ganz ungezwungen so oft in den Klub gehe, wie es mir lieb ist — dazu ist der Klub da!“

Dina stand noch immer auf der Schwelle seines Arbeitszimmers, einen weißen, langen Schleier um den Kopf, in einem weichen, weiten, langen Abend-

mantel, unter dem sie ihr dunkles Tuchkleid gerafft hielt. Sie sah ihrem Mann noch eine Weile zu, wie er die Feder über die großen Aktienbogen laufen ließ, als wollte sie gern noch etwas sagen.

Herbert sah noch einmal zu ihr auf.

„Ach, du willst noch einen überzähligen! Na, komm her, siehst hübsch aus mit dem weißen Händchen um den Kopf.“ Er sprang auf, nahm sie beim Schopf und küßte sie derb auf die Lippen.

„So, Maus, das muß nun vorhalten, bis wir uns wiedersehen. Adieu, sei nicht böse, daß ich dich hinauswerfe, aber es ist schon gar nicht mehr früh. Adieu, Herzensweib — grüß schön!“

„Adieu, Herbert!“

Zwei Stunden später löschte Herbert die Lampe und ging in den Klub.

Im Speisezimmer aßen schon einige Herren. Alles Festliche war heute abgetan, man übernahm heute den Klub zum intimen Hausgebrauch, und jeder aß, trank und las, wie es ihm beliebte.

Herbert setzte sich mit an die Langtisch und speiste auch. Man schien noch etwas verkatert, und unter großem Gähnen und gelindem Schüttelfrost machte man den Vorschlag, später, bei größerer Bollzähligkeit, abzustimmen, ob die für heut angelegte schwere Waise nicht auf einige Abende hinausgeschoben werden sollte. Darüber kam der reiche Trümpe, im Reitanzug, händereibend, frierend, zerfließenden Schnee auf Haar und Schnurrbartspitzen. „Ist's erlaubt so? Hab' meinen Gaul allein nach Hause geschickt — kommt's nicht mehr abwarten, etwas Heißes zu trinken! Aber sonst — ich kann mich ja nachher gleich erst mal standes- und gelegenheitsgemäß in Zivil werfen gehen —“

„Wir haben doch hier keinen Kleiderzwang — den Frack für den Klub werden wir doch nicht durchsetzen, also mag doch jeder kommen, wie er will!“ rief Oberst von Altkeder und streckte Trümpe die Hand entgegen.

„Gewiß, Herr Oberst, aber — doch nicht direkt vom Pferd oder vom Rad — das wollen wir doch lieber nicht einführen! Man wirft sich ja zu Hause auch nicht im Reitanzug aufs Salon-Sofa — höchstens in seinem Junggesellenquartier, lieber Trümpe!“

Herbert hatte das etwas gereizt gesagt, ohne Messer und Gabel aus der Hand zu legen, um Trümpe zu bewillkommen.

„Der Doktor hat ganz recht“, sagte Trümpe ruhig — „wir wollen immerhin den Klub als ein Vergnügen betrachten, und zum Vergnügen zieht man keine Wäsche an! Ich werde es nicht wieder tun, lieber Doktor — nur jetzt, da ich nun mal hier bin — es schneit nämlich draußen jämmerlich, morgen haben wir Schlittenbahn! Bringen Sie mir 'n Grog, Krause — so schnell und so heiß wie möglich, es wird Winter! Also guten Abend, meine Herren!“

Alle lachten bis auf Herbert, Trümpe spielte immer ganz gern ein wenig den Spahvogel, den jovialen Geldmann, der ganz genau wußte, daß es so leicht keiner mit ihm zu verderben wünsche, und der auch schon aus Klugheit seinerseits die harte Grenze nie überschritt.

Herbert hatte sofort gefühlt, daß Trümpe mit seinem Aufzug irgendwas bezwecke — er hatte einen so eigenen Blick über ihn schweifen lassen, als erwartete er, Herbert solle fragen: Woher des Weges? Aber er fragte nicht, er wußte es auch ungefragt. Rösler hatte ihm so beiläufig überbracht, daß Trümpe wöchentlich des öfteren nach der Waldschenke reite, um mit Frau Deubenreiter über das Wetter zu plaudern — er tränke dann dabei die teuerste Marke der Wirtschaft, beschenke Putti mit einer Tüte Schokolade und ritte nach einer Stunde heimwärts.

Der Arzt hatte ihm neuerdings das Reiten wieder für täglich verordnet — er setzte überflüssiges Fett an.

Im Sportanzug hatte Trümpe eine gewisse blendende Schönheit, mit einem Stich ins Brutale, wie es manche Frauen bewundern. Er liebte es darum auch, im Jagd-, Reit- oder Rad-Dress außerhalb der Partie

ein wenig unter die Leute zu gehen. Es passierte oft, daß er vorm Tor vom Pferd stieg und seine „Mimosa“, eine prachtvolle Fuchsstute, allein nach Hause schickte, um bei Freunden noch gemütlich einzufahren. Natürlich bei Freunden, die schöne Frauen hatten.

Mimosa bekam dann unterwegs noch von dieser oder jener tierfreundlichen Dame ein Stück Zucker und kloppte dann am „Balais Trümpe“ mit dem rechten Fuß gegen die hohe, breite Einfahrt neben dem Portal mit den beiden grauen Sandsteinsäulen. Sie kloppte nur einmal, kurz, laut und energisch. Mimosa tat auch sonst sehr vornehm-herrisch. Es geschah, daß sie aus tadellos weißem Handschuh dargereichten Zucker durch eine ganz eigenartige Wendung mit den vibrierenden Nästern einfach in den Staub beförderte und stolz aufwischend ihre Straße zog, als schrie sie: diese dumme, kleine Person meint, ich wüßte nicht, daß der Zucker dem reichen Trümpe, der kolossalsten Partie am Orte, gelte!

„Anyhow“, pflegte Trümpe, der drei Monate in England gewesen war, zu sagen, „anyhow, Mimosa ist auch somebody in Fünf-Hügelchen!“

„Na, was macht denn Frau Deubenreiter?“ fragte der Oberst. „Sie sollen ja jetzt oft da einfahren, weiß Rösler zu erzählen!“

„Warum sollte ich nicht da einfahren? Man weiß ja so nicht, wo man alle Tage hinreiten soll. In dem verdammten Nest ist doch nichts zu wollen!“

„Ja offen gestanden, lieber Trümpe, wir sind ja nur froh, Sie hier zu haben, aber zum Ausdruck, wenn ich so viel Geld hätte wie Sie, ich sähe wahrhaftig nicht in diesen Nest — ich ginge nach Berlin, lieber heute als morgen.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Wahre ist göttlich, es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten. Goethe.

## Eine Russenkolonie in Masuren.

Uns wird geschrieben: Masuren, dieser Teil Ostpreußens, der die furchtbarsten Verwüstungen des Russeneinfalles und die stolzesten Ruhmestaten Hindenburgscher Strategie gesehen hat, ist nicht nur ein Land von eigentümlichstem Landschaftlichem Reiz, sondern es besitzt auch in seiner Bevölkerung eine Merkwürdigkeit, die ihresgleichen nicht hat in deutschen Landen. Es sind dies die Dörfer eines seltsamen russischen Volksstammes, der Philipponen, die seit fast einem Jahrhundert unter dem preussischen Adler leben und, obwohl sie ihre russische Eigenart getreu bewahrt haben, zu deutschen Staatsbürgern geworden sind. In dieser traumhaften Wunderwelt der masurischen Seen und Wälder tauchen in der Johanniskurger Heide wie Bilder eines alten Märchens plötzlich diese Philipponen-Siedlungen auf mit ihren schwergefühten Blockhäuschen, den typisch russischen, fremdartig wirkenden Bewohnern und ihren wunderlichen Geräten und Sitten. Am Dufsee ragt einsam aus der dichten Umrahmung von Bäumen das Philipponen-Kloster mit der Zwiabelluppe seines Glockenturms auf, das einzige russische Kloster, das es auf deutschem Boden gibt. Das Kreuz mit den drei Querbalken kündet schon von dem andersartigen religiösen Geist, der hier lebt, und die Klosterkirche mit ihrem überladenen Schmuck von starren Ikonen, silbernen Lampen und Weihgaben ist echt russisch in ihrer mittelalterlichen Dampfsheit. In den Zellen des Klosters wohnen russische Nonnen, die sich, wenn das vierstimmige melodische Glockengeläute melancholisch über den weiten See hallt, zu ihren Andachten versammeln. Ein echtes Stück Rußland ist es auf der deutschen Erde, die hier ihre anmutigste Schönheit entfaltet. Der Mittelpunkt der Philipponenkolonie ist das Dorf Ederisdorf, das wie die anderen Philipponendörfer zum Kreise Sensburg gehört. An dem lieblichen, von dichten Bäumen überschatteten Grutinnapfau entstand die erste Ansiedlung, die durch eine Kabinetsorder vom 25. Dezember 1825 die staatliche Anerkennung erhielt.

Schon im 18. Jahrhundert waren Philipponen als Waldarbeiter in der Johanniskurger Heide gewesen. Es sind

Angehörige einer Sekte der griechisch-katholischen Kirche, die sich zu den Starowierch oder Altgläubigen rechnen, weil sie die von dem Moskauer Patriarchen Nikon um die Mitte des 17. Jahrhunderts veränderte Liturgie nicht angenommen haben, sondern starr am Alten festhielten. Ihren Namen führen sie von dem ersten Oberhaupt, das an die Spitze der Sekte trat, von Philipp Pustoswiat. Da sie in Rußland wegen ihres Glaubens hart bedrängt und bedrückt wurden, wanderten viele von ihren ursprünglichen Wohnsitzen im Bezirk Suwalki über die Grenze und siedelten sich auf ostpreussischem Boden an. Die ersten kamen unter Onufri Jacoblew, nach dem das von ihm gegründete Dorf Onufrikowo heißt. Die Erlaubnis zur Ansiedlung erhielten sie unter der Bedingung, daß sie nur unkultivierten Boden anbaute, und unter Leitung des tüchtigen preussischen Forstmeisters Edert rodeten sie nun in der Johannisburger Heide mit vielem Fleiß den Wald aus und schufen fruchtbares Ackerland. Die Kolonie, die um das Jahr 1840 mehr als 1200 Seelen und 1870 noch etwa 1000 Seelen zählte, hat heute noch ungefähr 500 Mitglieder. Manches von ihrer ursprünglichen Eigenart ist im Laufe der Zeiten dahingegangen; doch halten die Philipponen noch immer, wie an ihrem Glauben, so auch an ihren heimatlichen russischen Gebräuchen mit großer Zähigkeit fest. Die Männer, hohe breitkühltrige Gestalten mit dunklem Haar und gebräunter Gesichtsfarbe, tragen das grobe weisse Hemd des russischen Bauern über der Hose als Oberkleid, mit einem Riemen umgeschlallt, haben lange Stiefel und merkwürdige Kopfbedeckungen, vieredrige Mützen und hohe Filzhüte mit schmaler Krempe. Die blonden Mädchen, aus deren bleichen Gesichtern die Augen mit schwermütigem Ausdruck schauen, tragen das Haar in schweren Flechten herunterhängend; als Frauen umschlingen sie den Kopf mit einer Art Turban. Die prächtigen Wieder über dem blauen Rock, die das bezeichnendste Merkmal ihrer Tracht bilden, sieht man jetzt immer seltener. Die Stellung der Frau bei den Philipponen ist echt russisch; sie muß sich in allen Stücken dem Manne unterordnen und selbst Schläge von ihrem Herrn und Gebieter ertragen. An jedem Gehöft findet man noch heute eine seltsame kleine Urde, das Badehaus, das die Philipponen als eifrige Verehrer des russischen Dampfbades viel benutzen. Am Crutina-Fluss sieht man eine ganze Anzahl altertümlicher Badebuden, die zum Flußbad dienen. Selbst der ärmste philippinische Bauer muß sein Dampfbad haben. In der Wohnstube steht ein riesiger Ofen, der bis zur Glatzitze erhitzt wird. In dem stichend heißen Raum versammeln sich dann Männlein und Weiblein der Familie und entledigen sich der Kleider. Ein Eimer kalten Wassers wird dann auf den glühenden Ofen gegossen, und nun sitzen sie behaglich in den Wolken heißen Dampfes, die das Zimmer erfüllen. Im Winter stürzen dann die Männer nicht selten, in Schweiß gebadet, hinaus ins Freie, rollen sich im Schnee oder tauchen kopfüber ins kalte Flußwasser. Jedenfalls ist sie eine seltsame und in vieler Hinsicht fesselnde Erscheinung, diese einsame Russenkolonie in Masuren, die inmitten eines der größten ostpreussischen Wälder ihr wenig bekanntes Dasein fristet. (Zens. Bln.)



### Aus der Kriegszeit.

Eindrücke des Prinzen Georg von Sachsen im Felde. Jedem, der Galizien kennt, sind die zahlreichen kleinen, charakteristisch geformten Holzbauten aufgefallen, die, auf den ersten Blick als Gotteshäuser kenntlich, manchmal fast an gewisse Formen der chinesischen Baukunst zu erinnern scheinen. Es sind die ruthenischen Holzkirchen, die für das galizische Landschafts- und Städtebild bezeichnend sind. Interessante Betrachtungen über diese architektonisch bemerkenswerten Gotteshäuser veröffentlicht der kunstbegeisterte Prinz Johann Georg von Sachsen, der während des galizischen Feldzuges die ruthenischen Holzkirchen besichtigte, in der neuesten Nummer der Monatshefte für Kunst und Wissenschaft. Wie der Prinz ausführt, ist es kaum wahrscheinlich, daß diese Kirchen, denen man oft ein außerordentlich hohes Alter zuschreibt, mehr als 250 Jahre zurückreichen. Die architektonisch wertvollsten und auch haltbarsten Baulichkeiten sind wohl um 1700 entstanden. Die innere Ausgestaltung zeigt demnach auch meist Ähnlichkeiten mit den Formen des Spätbarock. Der Prinz hat sieben dieser ruthenischen Holzkirchen in Galizien

besucht, die merkwürdigerweise besser als viele Steinbauten den Stürmen des Krieges zu widerstehen vermochten. Hier sei nach dem Text der „Monatshefte“ die von dem Prinzen gezeichnete Schilderung einer solchen Kirche auszugeweiht wiedergegeben. Der Bau, um den es sich handelt, liegt in dem während der Karpathenkämpfe vielgenannten Orte Tucholka: „Das Äußere wirkt ganz besonders malerisch. Eine etwas größere Kuppel ist in der Mitte, zwei kleinere daneben. Eigentümlich sind die Leisten, die sich um dieselben ziehen. Man könnte sie fast mit Bändern vergleichen. Alle drei Kuppeln sind von Kreuzen überragt. Eine Apfisis macht sich von außen nicht bemerkbar. Über der Eingangstür zieht sich eine Galerie mit Bögen hin, die noch an den beiden Längsseiten etwas weiter geht. Die Fülle befindet sich zwischen zwei Fenstern. Auch in ihr sind Fenster. Gegenüber liegt ein niedriges Gebäude, das man versucht wäre, für eine Kapelle zu halten. In der Tat ist es aber der Glockenturm. Die Architektur ist die gleiche wie die der Kirche. Zwischen beiden befindet sich ein Grabstein, der sich durch sehr gute Barockformen auszeichnet. Namentlich gilt dies von der Mater dolorosa. Das Innere der Kirche fällt gegen das Äußere ziemlich ab. Die Klosterkase hat noch einige Erinnerungen an bessere Zeiten. Sie war sicher einmal von einem tüchtigen Schnitzer ausgeführt worden. Alles ist sehr verwahrlost.“ Die ruthenischen Holzkirchen in Galizien sind, wie Prinz Johann Georg ausführt, die Überreste einer alten Tradition. Gerade darin besteht der große Reiz dieser Bauten, daß in ihrer Schlichtheit „die Kunst des Orients und Okzidents einen Bund eingegangen sind.“

Der „Tag der Toten“ in Frankreich. Der Allerseelentag, der in Frankreich seit vielen Jahrhunderten als das Weisfest der Toten des Jahres gilt, hat diesmal besonders reiche Trauerversammlungen auf den Friedhöfen der gallischen Erde gesehen. Auf alle Gräber an der Front und hinter der Front waren Blumen gelegt von zahlreichen Trauernden, und in Paris fanden Wallfahrten zu diesen feierlich geschmückten letzten Ruheplätzen statt. Auf den Gräbern der im Kriege Gefallenen ist nach einem neuen Gesetz jetzt überall die Inschrift angebracht: „Gestorben für Frankreich.“ Außerdem zeigten in Paris auf den großen Kirchhöfen alle Gräber der Gefallenen besondere Zeichen in Gestalt von kleinen Fähnchen in den Nationalfarben. Auch von den Soldaten selbst wurde der Tag der Toten, wie wir den Schilderungen französischer Blätter entnehmen, im Gedenken an die dahingegangenen Kameraden gefeiert. Die Gräber, die sich so zahlreich an der weiten Schlachtfeldfront entlangziehen, zeigten nicht nur Blumenschmuck, sondern man legte auch irgend welche Gaben auf den Erdbügel, wie Granatpfiffer, Äpfel oder bunte Steine. Über die in den einzelnen Gräbern Ruhenden werden genaue Listen geführt, von denen eine der Befehlshaber des in der Nähe des Soldatenfriedhofs liegenden Korps hat, während die andere im Hauptquartier aufbewahrt wird. Es soll dadurch nach dem Kriege den Angehörigen jedes Gefallenen die Möglichkeit gegeben werden, die letzte Ruhestätte ihrer teuren Toten aufzusuchen. Die besten französischen Schriftsteller haben zu diesem Tag der Toten in den Zeitungen Aufsätze veröffentlicht, die teilweise in sehr schönen Worten den allgemeinen Empfindungen Ausdruck verleihen. Während Anatole France die Toten zu dem Lebenden reden läßt und ihnen einen Aufruf zu weiterem Kämpfen in den Mund legt, feiert Maeterlinck im „Gruftor“ das Andenken der auf dem Felde der Ehre Gefallenen in einer Weise, die einen allgemeinen menschlichen Wert besitzt und ebenso wie für die französischen Helden auch für die unseren gilt: „Die, die für ihr Vaterland fielen, sollten nicht Tote genannt werden. Sie sollten mit einem anderen Namen genannt werden, denn es gibt nichts Gemeinfames zwischen ihnen und denen, die in ihren Betten das Ende eines ausgelebten Lebens finden, das nicht selten zu lang und oft nutzlos war. Der Tod ist ein Gegenstand des Schreckens und Schauders überall, mit der einzigen Ausnahme des Todes auf dem Schlachtfeld; er bringt überall Verzweiflung und den Gedanken an das Nichts, aber im Munde des Ruhenden wird der Tod schöner als die Geburt und erzeugt mehr Leben, als Liebe vermag. Kein Leben wird mehr Leben geben als die Jugend derer gibt, die in einem Augenblick all die Tage und Jahre dahingaben, die sie noch vor sich hatten. Es gibt kein Opfer, das mit dem zu vergleichen wäre, das sie dargebracht haben. Nun liegt es an uns, daß ihr so plötzlich geendetes Leben wieder beginnen muß. Welchen Glaubens wir auch sind und welchem Gott wir auch verehren — ein

Ding ist ganz gewiß, daß Tod und Leben dasselbe sind, daß die Lebenden und die Toten in ihrem Dasein nur wenig verschiedene Augenblicke eines unendlichen Daseins darstellen. Unsere Toten sind nicht in die Erde ihrer kleinen Hügel, sondern in unsere Herzen eingesenkt, in denen sie weiter wirken werden als das, was immer sie waren. Sie leben in uns, wie wir in ihnen sterben. Sie sind uns näher, als wenn wir sie in unseren Armen hielten; sie sehen und hören mit uns. Laßt uns dafür Sorge tragen, daß sie nur Taten sehen und Worte hören, die ihrer wert sind."

**Rußland nach 15 Kriegsmonaten.** Eine lebendige Schilderung der in Rußland herrschenden Stimmung und Zustände sendet der Petersburger Berichterstatter der "Daily Mail", Hamilton Hyde, seinem Blatte. Wenn man bedenkt, daß der Schreiber dieser Zeilen Engländer und Berichterstatter einer Londoner Tageszeitung ist, gewinnen die Bilder aus dem seit 15 Monaten im Kriege stehenden russischen Reiche ein noch erhöhtes Interesse: "Als ich vor einem Jahre nach Rußland kam, begegnete ich überall der besten Stimmung und allgemeiner Siegeszuversicht. Man sprach davon, daß der Krieg in wenigen Monaten beendet werden würde. Seitdem haben wir hier viele böse Tage durchgemacht. Wir haben den Wechsel des Kriegsglücks in all seinem wilden Auf und Nieder beobachten können. Es gab viele Stunden, die verbunkelt waren von Angst und Sorge, und viel Trauer über die Nachrichten von Niederlagen. Hierbei muß man die charakteristische Eigenart des russischen Soldaten in Erwägung ziehen. Er hat nicht die geistige Schnelligkeit und Gelenkigkeit des französischen "Poilu" und auch nicht den starken Hyminismus des englischen "Tommy". Er hat seine Augen, sehr fest umrissenen Grenzen. Er ist vor allem und so vollkommen von der Führung abhängig, daß man in Rußland sagen kann: wie der Offizier, so seine Leute. Das oberste Kommando liegt nunmehr, nach mehrfachen Änderungen und Neuorganisationen, in den Händen von vier Generalen. Der Abgang des Großfürsten hat gezeigt, daß dieser Mann nicht so unbedingt notwendig war, wie man gedacht hatte. Es wurden ihm aus Gründen, die jetzt hier nicht mehr verstanden werden, von den Engländern hervorragende Eigenschaften zugesprochen, die er in Wirklichkeit keineswegs besaß. Die Legenden, die über ihn in Umlauf waren, verbedeten und verbargen die Wahrheit. Die Russen vertrauten ihm; sie sagten: „Ein Mann, der so reich ist, hat es nicht nötig, unehrlich zu sein!“ Sie dachten, daß er als Großfürst keine Unregelmäßigkeiten und Unterschleife unter den Generalen dulden würde. Das Leben in den russischen Städten ist nicht gerade arm an Entbehrungen. Das allgemeine Kriegselend macht sich ziemlich stark fühlbar. In allen Stadtvierteln sieht man lange Linien von Leuten, die darauf warten, in die Geschäfte eingelassen zu werden, um das Allernotwendigste zu erstehen. Jeden Tag erfahre ich, daß man sich eine neue Einschränkung auferlegen muß. Vorige Woche handelte es sich um Fleisch; gestern war es der Zucker; morgen ist's die Butter. Im vorigen Monat herrschte starker Brotmangel. Vielen Hausfrauen war es unmöglich, Backwaren zu erlangen. Das Holz, das hier allgemein als Heizmaterial gilt, ist doppelt und dreifach im Preise gestiegen. Alles ist spärlich und teuer geworden. Die kleinen Unannehmlichkeiten im täglichen Leben sind sehr zahlreich. Die Tageszeitungen sind teurer geworden; sie kosten 6 Kopelen gegen 5 Kopelen im Frieden. Die Papierindustrie ist beträchtlich kostspieliger geworden. Auch in vielen anderen Industriezweigen ist der Geschäftsgang gestört. Wegen des Papiermangels muß man die gekauften Gegenstände uneingepackt aus den Geschäften nach Hause tragen. Manchmal hilft man sich auch, indem man die Gegenstände in Taschentücher einschlägt. Der Wagenmangel ist empfindlich. Autodroschken und selbst geschlossene Pferdebedroschken sind nicht zu sehen. Man muß sich mit offenen, in der Kälte nicht sehr angenehmen Karren und den elektrischen Straßenbahnen begnügen. Und beide Beförderungsmittel sind gerade jetzt überfüllt. Um dem Mangel an Kleingeld zu steuern, werden kleine markenartige Papierdrucke ausgegeben. Hierfür verwendet man auch nichtgummierter Postmarken. Aber die Russen lassen sich alles gefallen, so lange das Volksgemüt nicht aufgebracht wird. Dies wäre aber fast der Fall gewesen, als die Duma-angelegenheit aufgerollt wurde und viele „rot zu sehen" begannen. Es ging aber noch gut ab, und das Volk wird wohl ruhig bleiben, nur darf es in keiner Weise gereizt werden.

Heute hegt man in Rußland keine Illusionen mehr über den Krieg. Man weiß, daß der Feind noch ausdauernd und mächtig ist."

**Eiweiß aus Torf.** Der durch den Krieg hervorgerufene Mangel an Futtereiweiß soll bekanntlich nach einer neueren Entdeckung dadurch bekämpft werden, daß man die bei der Bierbrauerei als Nebenprodukt entstandene Gese mit einer Stickstoffverbindung — schwefelsaurem Ammoniak und einem Kohlehydrat — in diesem Falle den Rückständen der Zuckersfabrikation, der Melasse, unter gewissen technischen Bedingungen zusammenbringt. Die Gesepilze haben dann die spezifische Fähigkeit, das Kohlehydrat und die Stickstoffsubstanz in sich aufzunehmen und aus beiden Eiweißkörper synthetisch aufzubauen. Allein es ist sicher, daß diese Eigenschaft Eiweiß zu bilden nicht allein der Gese, sondern auch anderen niedrigen Organismen aus der Pflanzenwelt zukommen. Auch Fadenpilze wie die Schimmelpilze vermögen die Eiweißsynthese auf geeignetem Nährmaterial zu vollziehen. Als letzteres kann, wie einleitende Versuche erwiesen haben, Stroh und Torf dienen. Beim Stroh muß zunächst die Holzfsubstanz durch Ähnatron aufgelöst werden. Dadurch wird die Zellulose frei. Laßt man diese einige Tage liegen, so tritt Selbststerilisation des Futters ein. Bakterien erzeugen organische Säuren und lösliche Kohlehydrate. Dann wird die Masse mit Pilzen geimpft. Diese wachsen und verwenden die Kohlehydrate sowie das zugesetzte Stickstoffprodukt zum Aufbau des Eiweißes. Beim Torfstreu scheinen die Verhältnisse noch günstiger zu liegen, da die Sporen der zur Impfung benötigten Pilze schon von vornherein in ihr vorhanden sind. Theoretisch ist also der Weg gezeigt und in Laboratoriumsversuchen erwiesen, daß auch aus Stroh und Torf bedeutende Eiweißquellen zu erschließen sind. Doch sind die praktischen Einzelheiten des Verfahrens noch nicht genügend aufgeklärt, so daß es wohl noch eine Weile dauern wird, bis das Stroh- und Torfeiwweiß im allgemeinen Gebrauch erscheint. Vorerst stößt, wie bei Entdecker des Verfahrens, Torfeiwweiß mit Hilfe von Fadenpilzen zu produzieren, Prof. Dr. Stüger (Königsberg) in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse ausführt, es noch auf Schwierigkeiten, die geeignetsten Pilze unter der Fülle der zur Verfügung stehenden auszuwählen, weil darüber noch alle Erfahrungen fehlen. Jedenfalls muß man berücksichtigen, daß es sich um Schimmelpilze handelt, unter denen es viele gibt, die durch ihren Geruch das Vieh abschrecken. Man muß auf dem Wege weiterer Forschung versuchen, diejenigen Pilze, welche die Vorgänge in unvortheilhafter Weise stören und mit den geeigneten Pilzen in Konkurrenz treten, auszuschalten. Wenn also der Forscher auf diesem Gebiete sich noch nicht eines vollen Erfolges erfreuen kann, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß seine Methode zu einem für die Volkswirtschaft wichtigen Ziele führen wird. Man darf nicht vergessen, daß das Vorhandensein von genügendem Eiweißfutter für die Fleischproduktion, also für die Volksernährung, von größter Wichtigkeit ist.

**Firmenschilder im Altertum.** Daß das Namenschild nicht erst eine Erfindung unserer modernen Zeit ist, zeigen in besonders anschaulicher Weise die Funde, die in dem vor bald 2000 Jahren durch einen Aschenregen des Vesuv verschütteten Pompeji gemacht wurden. Diese Schilder waren als Reliefs in die Wände oder Häuser eingelassen. Zwei Männer, die eine Amphora tragen, verkünden, daß in diesem Laden Wein verkauft wird, eine Ziege weist auf einen Milchladen hin. Ein Maurer hat an seinem Hause eine Platte angebracht, auf der allerlei Geräte seines Handwerks zu sehen sind, und darunter steht der berühmte Name Diogenes; aber es ist nicht der mit der Laterne Menschen suchende Weise, an den wir unwillkürlich denken, nein, der Mann bezeichnet sich selbst als „Structor“, als jemand, der sich mit wirklichen Dingen befaßt, indem er Häuser erbaut, während sein großer Namensvetter eine Tonne als Behausung für ausreichend hielt. In anderen Fällen ist das Schild durch Malerei hergestellt. So finden wir an einem Wohnhaus einen kunstvoll gemalten Elefanten, an einem anderen eine Lampe, keine wirkliche, sondern eine gemalte, als Zeichen, daß es hier eine Herberge gibt. Einige Marmorreliefs sind ebenfalls gut erhalten. Wir sehen hier z. B. in Marmor gebildete und wohlherhaltene fünf Schinken, die wahrscheinlich als ledderes Aushängeschild für eine Taberna gedient haben.